



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Römische Frühlingbilder : 5. Monte Pincio, Porta del Popolo
und Via di Ripetta

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die vor unsern Augen und Ohren erfolgende Einwirkung der zweiten Person auf die erste und die dadurch ermöglichte Entwicklung des seelischen Lebens dieser ersten Person, wird gerade durch diese Beschränkung erst in voller Kraft möglich und wirksam. Zugleich gewinnt hierdurch das Drama seine ganze Eigentümlichkeit. Wo das Seelenleben mit seinem Leiden in den Vordergrund tritt, kann bei dem Hörer eine tiefe und wahre Sympathie, ein echtes Mit-leiden entstehen, wie es in gleichem Grade dem äußern, rein epischen Erleben nicht beizohnen kann, und wie es auch durch das Hinzutreten des Empfindungs-ausdrucks bei Nichthandelnden nicht mit gleicher Kraft erreicht wird; erst wo der Held, der das Geschick erlebt, auch der Herold seiner Empfindungen wird, erst wenn der Held zugleich Chor ist, erst wenn Epos und Lyrik vollständig zu einer Einheit verwachsen, erst da kann von dem Drama als einer echten, künstlerisch einen eignen Charakter tragenden und eigenartig wirkenden Dichtung die Rede sein. Daß Aeschylos diese Notwendigkeit empfand, daß er sie durch den damals gewiß im höchsten Grade kühnen Schritt der Hinzufügung eines zweiten Schauspielers und den damit vollzogenen Bruch mit der geheiligten Überlieferung ins Leben zu führen wagte, zeigt uns, daß er in der That der echte Dramatiker war, der nicht nur im Leben an der Spitze der dramatischen Dichtung steht, sondern der es auch verdiente, daß ihm Aristophanes den dramatischen Thron in der Unterwelt zuerkannte.

(Schluß folgt)



Römische Frühlingbilder

Von Adolf Stern

5. Monte Pincio, Porta del Popolo und Via di Ripetta



Seit Rom die Hauptstadt des Königreichs Italien geworden ist — die italienische Hauptstadt war ja die ewige Stadt fast immer —, hat der von alters her als herrlicher Ausichts- und Übersichtspunkt berufene Monte Pincio die Bedeutung eines Mittelpunktes des hauptstädtischen Lebens gewonnen. Bis in die Poesie und Musik hinein erstreckt sich schon der Ruhm der herrlichen Anlagen und des fröhlich bunten Treibens, das auf Monte Pincio herrscht, seit dort „Korso“ gefahren wird. Die Alleen und Plätze des Monte Pincio erscheinen wie eine Verlängerung des eigentlichen Korsos, jener Hauptstraße Roms, die jahrhundertlang der Schauplatz unzähliger Prunkfahrten und Aufzüge,

der Hauptboden des römischen Karnevals gewesen ist. Die schönen Straßenwindungen, die von dem alten Endpunkt des Corso, der Piazza del Popolo, zu der großen Terrasse des Monte Pincio hinaufführen, können demnach als Verkörperung der großen Erweiterung Roms gelten, und auch hier ist wieder einer der Punkte, wo sich die alte päpstliche und die neue königliche Stadt vortrefflich und glücklich zusammenschließen. Alle Anlagen der schönen Höhe werden mit großer Sorgfalt erhalten, und man sucht ihnen namentlich durch die Anpflanzung von Palmen und Rhododendren ein besonders exotisches Aussehen zu geben, was nicht hindert, daß die Schatten der immer grünen Eichen und anderer breitkronigen Bäume doch am erquicklichsten gefunden werden. Die köstlichen Spaziergänge mit ihren wunderbaren Ausblicken sind jeden Tag belebt, kein Fremder versäumt, sich von der Balustrade der Terrasse aus den herrlichsten Blick nicht über Rom (denn dieser gehört nun einmal der Passegiata Margherita), wohl aber auf die Riesenkuppel von St. Peter zu verschaffen. Das eigentliche Gewühl und Gewoge der Spaziergänger und die endlose Folge eleganter Wagen, die der Lieblingssluxus der Italiener und namentlich der Römer bleiben, findet sich an den Tagen, wo auf Monte Pincio die Militärkapellen spielen. Aber es giebt Unterschiede: die Kapellen der Bersaglieri und der städtischen Polizeisoldaten scheinen bevorzugt zu werden und sind in der That so leidliche Orchester, als man in Italien irgend antrifft. Freilich ist es nicht die Musik, die uns Deutsche zum Monte Pincio oder irgendwohin locken könnte, denn — von einzelnen wunderbaren Gesangsleistungen in Kirche und Oper abgesehen — hat die italienische Musik ihre alte Führerschaft vollständig verloren, die Orchestermusik ist in einer Weise unzulänglich und roh, daß sich ein verwöhntes deutsches Ohr meist abgeschreckt findet. Was über Marsch, Tanz und irgend ein rauschendes Opernfinale hinausgeht, kommt nicht zu seinem Rechte, wenn auch viel Neigung vorhanden ist, die Programme mit anspruchsvolleren Werken zu zieren. Man soll zwar nach gelegentlichen Eindrücken weniger Wochen nicht urteilen, aber so oft auf dem Monte Pincio eine Folge neuester nordischer Musikwerke abgepielt ward (Wagnersche Klänge kehren auch hier zur Zeit am häufigsten wieder), empfand man, daß der Beifall ein gemachter, künstlicher Respektsbeifall war. Und das wieder ist nicht bloß auf die Orchesterausführung zu schieben, die weit unter den gewohnten Leistungen mittelmäßiger deutscher Kapellen bleibt. Das nationale Blut der Italiener kommt bei den neuern germanischen Werken so wenig wie bei den klassischen in Wallung, das Vorspiel zu Wagners „Meisteringern“ und Stücke von Gade und Grieg, die in den Konzerten auf Monte Pincio gespielt wurden, hörte das größere Publikum achtungsvoll neugierig an, ein paar Duzend enthusiastische Klatscher verrieten, daß die genannten und mit ihnen zahlreiche andre Komponisten in Rom eine Gemeinde haben. Aber sobald hinterher Verdi und Mercadante erklangen, sobald eine süßliche Kantilene vernehmbar ward, jauchzten

die um die Musikempore gedrängten Scharen jedesmal wie erlöst auf, wahre Beifallstürme erbrausten und pflanzten sich bis in die lauschigen fernen Gänge fort, aus denen man jenseits der großen Terrasse in die borghefischen Gärten hinabschaut.

Aber, wie gesagt, die Musik spielt bei dem lebhaften Verkehr auf den Promenaden des Monte Pincio unter allen Umständen nur eine untergeordnete Rolle, die Hauptsache bleibt der Zusammenstrom Einheimischer und Fremder, das Sehen und Gesehenwerden bei der Spazierfahrt, die eigentümlichste Form der Geselligkeit, die sich trotz aller Wandlung der Zeiten, Anschauungen und Trachten in Italien so ziemlich unverändert erhalten hat. Diese tägliche Ausfahrt aller irgend Höhergestellten und Glückbegünstigten und die immer noch frische Schaulust der zu Fuß Wandelnden, dieser Reichtum und Scheinreichtum, der in Pferden, Wagen und Toiletten entfaltet wird, diese eintönige Wiederkehr der gleichen Erholung gehören entschieden zu jenen überlieferten Landessitten, über die dem Fremden kein Urteil zusteht. Die tägliche Begrüßung zahlreicher Bekannten auch nur aus dem Wagen heraus mag für die geselligen Römer ihre Reize haben, für den Fremden liegt der Hauptreiz im Anschauen so vieler Gestalten und Gesichter, die nur bei der Korfosfahrt und sonst nirgends sichtbar werden. Mit der Erinnerung an den Monte Pincio und das fröhliche Getümmel auf ihm verbindet sich die Erinnerung an anmutige Gestalten und Züge, an wirklich schöne Frauenerscheinungen, die in den mittlern und untern Volksschichten selbst in Trastevere viel seltener und in den obern Schichten viel häufiger geworden sind, als wir nach unzähligen Berichten erwarten durften. Wahrscheinlich hat Neumom diesen Umschwung dem Zuzug aus ganz Italien zu danken. Auch deutsche Augen gewöhnen sich übrigens nach wenigen Tagen an alle die Besonderheiten, die zunächst auffallend sind: an die Vorliebe der Damen für hunte, helle, gelegentlich schreiende Farben, an die wunderliche Vorsicht, die bei einer heißen strahlenden Frühlingssonne Pelzwerk und dicke Mäntel spazieren fährt, an die lautlose Gleichgiltigkeit, mit der gewisse vornehm dreinschauende Paare neben einander auf demselben Wagentischen sitzen und hartnäckig von einander weg nach rechts und links sehen. Was dem Nordländer immer wieder unbegreiflich dünkt, sind die korfosfahrenden einzelnen Herren. Junge Männer, ja Männer in höhern Jahren zu sehen, die peinlich herausgeputzt, in stundenlanger Arbeit rasirt und frisirt, als lebendige Aushängeschilder aller Neuheiten der Kravatten-, Hut- und Handschuhläden, ganz allein in eleganten Wagen sitzen und sich stundenlang zur Schau stellen, sind ein Anblick, den man auf dem Monte Pincio an jedem Tage nicht ein halbes Dutzend mal, sondern hundertmal haben kann. Trotz der Achtung, die das neue Italien einflößt, muß in seiner goldnen Jugend ein unerfreulicher Rest jener müßigen Eitelkeit zurückgeblieben sein, die vor länger als einem Jahrhundert Giuseppe Parini dem Gelächter der Welt schonungslos preisgegeben hat.

Die Porta und die Piazza del Popolo, die unmittelbar unter der Balustrade der großen Terrasse des Monte Pincio liegen, sind längst nicht mehr Eingang und Vorhof der ewigen Stadt, was sie so viele Jahrhunderte gewesen sind. Aber um das triumphbogenartig geschmückte Thor, den großen Obelisk, die Brunnen des Platzes und die Kirchen an den Eingängen zur Via Babuino, zum Corso und zur Via di Ripetta schwebt fort und fort ein Hauch der Erinnerung. Man kann keinen Blick auf den Thorbogen thun, ohne der Tausende und aber Tausende von großen und kleinen Menschen zu gedenken, die klopfenden Herzens, hoher Erwartungen voll auf der Straße von Ponte Molle her durch ihn in Rom einfuhren. Und man kann nicht auf dem charakteristisch schönen Platze verweilen, ohne sich ins Gedächtnis zu rufen, wie früh Phantasie und Leben beinahe jedes Einzelnen mit dieser Stadt verknüpft worden sind. Ich entsann mich nicht nur der lebendigen Erzählungen, die mir vor Jahrzehnten noch lebende und schon verstorbene Künstlerfreunde gemacht haben, die noch durch die Porta del Popolo ihren Einzug gehalten hatten, sondern ich fühlte auch andre Erinnerungen erwachen. Der Obelisk, den Kaiser Augustus vom ägyptischen Heliopolis nach Rom geführt und den Fontana unter der Regierung Sixtus des Fünften hier aufgerichtet hat, ragte in die ersten Novellen hinein, die ich jemals gelesen hatte, und muß in einer vergessenen Erzählung Leopold Schefers oder Wachsmanns eine Rolle spielen. Die Inschriften der Porta del Popolo, die dem Platze zugekehrt sind, hatte ich bei Studien über den Aufenthalt der Königin Christine von Schweden in Rom schon vor Jahrzehnten gelesen, denn sie sind zu Ehren des Einzugs der großen Konvertitin am 21. Dezember 1655 auf dem Thore angebracht und zur Feier eines außerordentlichen Triumphes der Kirche gedruckt in alle Welt verbreitet worden. Die angeblich rafaclische Statue des Zonas in der Chigikapelle gehörte in einer guten Nachbildung in einer kleinen böhmischen Kirche zu den ersten Eindrücken, die ich von plastischen Kunstwerken empfangen habe. Und wie mir, so ergeht es Hunderten; wenn er sich recht bestimmt, findet jeder, der nach Rom kommt, überall Anknüpfungen und erfährt in sich selbst, daß er hier in einem Weltmittelpunkte steht, von dem unübersehbare Ausstrahlungen und Wirkungen nach allen Seiten hin ausgegangen sind. Die lebendigste Gegenwart ist hier überall so mit der Vergangenheit gesättigt, daß nur ganz öde Gemüther und ganz flache Naturen ausschließlich dem Augenblick leben können.

Wenige Schritte von der Piazza del Popolo in den Corso hinein führen zu dem stattlichen Hause auf der linken Seite der römischen Hauptstraße, das Goethe während seines Aufenthaltes bewohnte, das jetzt durch eine vom römischen Gemeinderat gestiftete Erinnerungstafel bezeichnet ist, und an dem ich wenigstens nie vorübergehen konnte, ohne die Blicke zu den Fenstern emporzulenken. Ein großer Teil des halb heimatlichen Gefühls, mit dem wir Deutschen durch Rom gehen, stammt aus der italienischen Reise des Dichters,

Goethes Dichtung und Schilderung hat in den meisten von uns die Sehnsucht entfacht und genährt, die so vielen und verhältnismäßig doch so wenigen durch den Genuß lebendiger Wirklichkeit gestillt wird. Andererseits ist Goethes herrliches Buch zweifellos auch ein Quell vielfacher Enttäuschungen geworden. Es giebt Leute, die sich so tief in die Briefe und Tagebuchblätter des großen Menschen hineingelesen haben, daß sie mit der heimlichen Hoffnung nach der ewigen Stadt kommen, die Entzückungen und Stimmungen Goethes künstlich nachzuleben. Selbst wenn sie bescheiden den Abstand zwischen sich und dem Dichter ermessen, vergessen sie den ungeheuern Unterschied der Zeiten, der römischen Zustände vom Ausgang des vorigen und vom Ausgang dieses Jahrhunderts, den Abgrund, in den der wahrhaft genügsam=heitere Lebensgenuß seit Goethes römischen Tagen auf Nimmerwiedersehen versunken ist. Aber das kann nicht hindern, daß man sich auch im heutigen Rom der Erlebnisse und Eindrücke des Dichters erinnernd freut, und wie vielmals, von der *Acqua Acetosa*, die noch immer den „wie schwaches Schwalbacher“ schmeckenden Stahlsäuerling spendet, bis zum Kolosseum, vom Obelisk bei *Trinità di Monti* bis zum Obelisk auf dem vatikanischen Petersplatz, in dessen Schatten der Dichter traubenessend wandelte, habe ich jener Erlebnisse gedenken müssen, deren wunderbarer Abglanz und Nachglanz es freilich schwer macht, sich gleichzeitig vorzuhalten, daß seit ihnen hundert Jahre dahingegangen sind.

Am stärksten überkommen einen die alten Erzählungen und die lebendigen Bilder, die aus ihnen immer aufs neue emporsteigen, an Straßen und Stellen, die man sich als seit 1787 völlig unverändert denken kann. Auch im Corso sind nicht allzu viel neue Häuser entstanden, die alten Paläste mit ihren mächtigen Thorbogen und ihren prächtigen Höfen stehen meist noch, selbst das schöne Pflaster aus kleinen viereckig zugehauenen Basaltstücken scheint noch dasselbe. Aber die glänzenden Läden mit Spiegelscheiben und allem modernen Zubehör, die sich zu beiden Seiten des Corso hinziehen, machen es deutlich genug, daß der ganze Anblick, den die vielberühmte Straße heute gewährt, dem nicht gleicht, den sie im achtzehnten Jahrhundert oder noch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts geboten haben muß. Viel eher flößt die bei der Kirche *Santa Maria dei Miracoli* beginnende *Via di Ripetta*, die von der *Piazza del Popolo* geradeswegs zum Tiberufer führt, die Zuversicht ein, daß sie ein wohlerhaltenes, von der jüngsten Vergangenheit der Stadt nicht umgewandeltes Stück des päpstlichen Roms bietet. Hier findet sich bis zu den großen Treppen des alten *Ripettahafens* das merkwürdige Gemisch hoher, palastähnlicher Häuser mit dunkeln Steinmassen, kleiner Bürgerhäuser mit wunderlichem grellrotem, grellblauem und grellgelbem Anstrich, hier führen zu den Hauseingängen Vortreppen mit alten steinernen und eisernen Geländern, hier wird in halboffenen Erdgeschossen das bürgerliche Gewerbe von Schmieden, Schlossern, Gürtlern und Tischlern von der Straße aus sichtbar betrieben, hier erblickt

man keine Hotels, nur eine Reihe altrömischer Herbergen und Wirtschaften. Das Verkehrsleben in der Via di Ripetta, minder bewegt und glänzend als das im Corso, erscheint in mancher Beziehung eigentümlicher, und um das vielmißbrauchte Wort auch einmal zu brauchen, malerischer, man sieht Typen römischen Bürger- und Volkslebens, die sich nicht wie die Modelle auf der spanischen Treppe und in der atelierreichen Via Babuino, für die Maler und die Fremden herausgeputzt haben, obwohl auch hier die Studiensäle des „Königlichen Instituts für die schönen Künste“ in nächster Nähe sind. Hier ist wie fast in jeder großen Straße des päpstlichen Roms jede Straßenecke mit einer Kirche bezeichnet, auf Santa Maria dei Miracoli folgen Santa Maria della Provvidenza, Santa Maria Porta del Paradiso, San Rocco und San Girolamo degli Schiavoni. San Rocco war die Kirche der alten Zunft der Gastwirte und Fischer und muß noch in irgend einer Beziehung zu diesem Ursprung stehen; wenigstens habe ich nirgends in Rom die kräftigen Gestalten der Weinfuhrleute (*carretieri di vino*) mit ihren grauen Schnabelhüten, ihren roten Halstüchern, blauen Westen und Ledergamaschen so zahlreich bei einander gesehen, wie bei einer Vesper in dieser Kirche, die sonst wenig Bemerkenswertes bietet.

In einem der stattlichen Häuser, die rechts und links von den Treppen zum Tiberhafen hinab liegen, muß Goethes anmutige Mailänderin gewohnt haben, von der er an einem sonnigen Apriltage 1788 von der Straße zum Entresol hinauf jenen Abschied nahm, der ihm „nie aus Sinn und Seele gekommen ist.“ Man kann sich so unmittelbar an Ort und Stelle des Gedankens nicht erwehren, wie dem schönen Mädchen nach Goethes Weggang zu Mute gewesen sein und wie lange sie dem Dichter eine Erinnerung bewahrt haben mag. Es liegt eine farbige Dämmerung um Gestalt und Schicksale dieser Italienerin, die namenlos zur Unsterblichkeit eingegangen ist; die Rührung, die Goethe auch bei der spätesten Erinnerung an die Anmutige erfaßt, haucht auch die Nachlebenden an, die von ihr nur durch seine Erzählung wissen. Und indem man sich ihren Schatten heraufbeschwört, fühlt man wieder einmal, wie viele, wie wunderbar mannichfache Gestalten von ehemals neben den lebendigen des Tages mit uns durch Rom wandeln.

